

Die Liebe ist aus Gott... (1 Joh 4,7)

Zum Ort christlicher Gotteserkenntnis in den Fragmenten des Lebens

Erhard Kunz, Frankfurt

In seinem Buch „Es ist Zeit, an Gott zu denken“ (Freiburg 2000) hat Kardinal Karl Lehmann eindringlich darauf aufmerksam gemacht, was die Mitte und das zentrale Thema kirchlichen Lebens und kirchlicher Verkündigung zu sein hat: „Wir müssen in nächster Zeit vieles in den zweiten und dritten Rang schieben, vielleicht sogar weit zurücklassen, mit einer ganz einmaligen, radikalen Anstrengung für uns selbst und auch über uns hinaus, um für die anderen Menschen überzeugend zu machen, was Gott in unserem Leben ist“ (83). Der Gottesglaube braucht „wieder eine sehr einfache, klare Entscheidung. Aber man muss sich immer wieder fragen: Welchen Gott verkündigen wir?“ (71).

Diese Frage sei im Folgenden aufgegriffen. Wen meinen wir, wenn wir in Verkündigung, Katechese und Liturgie das Wort *Gott* gebrauchen? Von woher erhält das Wort „*Gott*“ seine Bestimmung und seinen Wirklichkeitsgehalt? Dazu sei ein Gedankengang – eher thesenhaft – angedeutet.

1. Zur Frage nach dem *Ort* der Gotteserkenntnis

Im Thema dieses Beitrags ist vom *Ort* der Gotteserkenntnis die Rede. Gibt es einen privilegierten Ort, eine Situation, in der Gott erkennbar und zugänglich wird; eine Situation, von der her das Wort *Gott* grundlegend und primär zu bestimmen ist? Wenn ja, dann hat dies selbstverständlich Konsequenzen für unser Sprechen von Gott, auch für die kirchliche Verkündigung, in der es ja – hoffentlich – immer auch um Gott geht.

Ist aber die Frage nach einem bestimmten Ort christlicher Gotteserkenntnis nicht von vornherein verfehlt? Der christliche Gott ist der eine Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde. So sagen wir es im Glaubensbekenntnis. Hat dieser Gott sich nicht überall bezeugt und offenbart (vgl. Apg 14,17; Röm 1,19f)? Ist nicht die ganze Erde seiner Herrlichkeit voll (vgl. Jes 6,3)? Ist er deshalb nicht auch überall erkennbar, nicht nur an bestimmten Orten, nicht nur in bestimmten Ereignissen und Situationen, sondern in allem? Gera de ignatianische Spiritualität betont, dass Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden ist. In der bekannten Betrachtung *zur Erlangung der Liebe* aus den *Geistlichen Übungen* des hl. Ignatius von Loyola sollen die Übenden

schauen, wie Gott in den Geschöpfen wohnt: in den Elementen, indem er Sein gibt; in den Pflanzen, indem er belebt; in den Tieren, indem er wahrnehmen macht; in den Menschen, indem er Verstehen gibt (GÜ 235). Der Ermöglicher von Sein, Leben, Empfinden und Verstehen – er ist Gott; und als solcher ist er in allem gegenwärtig und wirkt in allem. Als Ermöglicher kann er in allem wahrgenommen und kann sein In-sein in allem geschaut werden. So sieht es Ignatius von Loyola.

Die Frage aber ist, ob ich auch die Augen habe, um Gott in allen Dingen und Ereignissen wahrzunehmen und ihm in allem zu begegnen. Vielleicht ist mein Herz – wie Paulus es im Römerbrief ausdrückt (Röm 1,20) – unverständlich und verfinstert, so dass ich gegenüber der Allgegenwart und Alloffenbarkeit Gottes blind bin. Vielleicht fehlt mir die entsprechende innere Einstellung, um den wahren Gott erkennen zu können und ihn nicht mit einem menschengemachten Götzen zu verwechseln. Es kann ja durchaus sein, dass das, was ich vermeintlich als Gott verstehe und verehre, in Wirklichkeit eine menschliche Projektion ist, ein Phantom, das ich aus Angst und Sicherheitsbedürfnis entwerfe und das doch die Angst nur steigert und Leben unterdrückt. Ein Götze, den man sich – letztlich aus der Angst, zu kurz zu kommen – selbst schafft, zerstört das Leben.

2. Grundlegendes Vertrauen als Voraussetzung von Gotteserkenntnis

Um den wahren Gott, der Ermöglicher und nicht Zerstörer des Lebens ist, zu erkennen und anzuerkennen, bedarf es als innerer Einstellung vor allem eines grundlegenden Vertrauens. Wer von einem Grundmisstrauen, einer Grundskepsis erfüllt ist, wird jeden Zugang zu Gott, der ihm gezeigt wird, bezweifeln und in Frage stellen. Um Gott zu erkennen, bedarf es des Vertrauens in die grundsätzliche Wahrheitsfähigkeit der menschlichen Vernunft. Ich muss vertrauen, dass eine grundsätzliche Übereinstimmung zwischen meinem Erkennen und der Wirklichkeit, zwischen Erkennen und Sein besteht; dass mir letztgültige Wahrheit, die im Ganzen der Wirklichkeit Geltung und Bestand hat, zugänglich ist; dass ich also nicht bloß subjektive Entwürfe, selbstgemachte Konstrukte und Phantasien oder überholbare Perspektiven erreiche. Wenn dieses Vertrauen nicht gegeben ist, zerfällt mir die Welt in viele einzelne, nur noch begrenzt und relativ gültige Fragmente, die sich nicht mehr zu einem einheitlichen, kohärenten Ganzen zusammenfügen. Letztlich bleibt dann alles in einem unverbindlichen Schwebzustand. Ein Bekenntnis zu dem einen Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, ist dann jedenfalls nicht mehr möglich; denn darin wird ja eine Aussage gemacht, die das Ganze der Welt betrifft und die beansprucht, im Ganzen gültig zu sein; die Aussage

nämlich, dass die Welt als ganze in ihrer unermesslichen Vielfalt von einem gemeinsamen Ursprung erwirkt, getragen und gehalten wird. Ohne grundlegendes Vertrauen keine Gotteserkenntnis!

3. Die Erfahrung der Welt – Anlass zu Misstrauen

Wie aber ist grundlegendes Vertrauen möglich – angesichts des tatsächlichen Zustandes der Welt und ihrer Geschichte, angesichts der Zerrissenheiten, Widersprüchlichkeiten und Brüche, die wir allenthalben erfahren? Erreichen wir in unserem Leben, auch in unserem Erkennen wirklich mehr als bloße Fragmente, mehr als Bruchstücke? Ist unsere Welt wirklich ein kohärentes Ganzes? Erweckt sie nicht eher den Eindruck, das bloße Zusammenspiel oder genauer der Kampf widerstrebender Kraftzentren zu sein, wobei jedes Einzelzentrum – beherrscht vom Willen zur Macht – versucht, sich andere einzuverleiben und selbst so gut wie möglich und so lange wie möglich zu bestehen und sich durchzusetzen? Das ist das Weltbild Friedrich Nietzsches. Ist es nicht realistisch? Jedenfalls findet es viel Zustimmung und oft genug auch Bestätigung. Die Welt also ein Kampfplatz, auf dem die Stärkeren siegen, um schließlich doch auch selbst besiegt und überwältigt zu werden? Die Welt, beherrscht vom Rivalitätsprinzip? Ist einer solchen Welt nicht grundlegendes Misstrauen angemessener als ein Grundvertrauen? Friedrich Nietzsche hat denn auch – konsequent zu seinem Weltbild – für den Menschen der Zukunft das Vertrauen als Grundhaltung verabschiedet: „Du wirst niemals mehr beten, niemals mehr anbeten, niemals mehr im endlosen Vertrauen ausruhen ... es gibt (für dich) keine Vernunft in dem mehr, was geschieht, keine Liebe in dem, was dir geschehen wird – deinem Herzen steht keine Ruhe statt mehr offen ... du willst die ewige Wiederkunft von Krieg und Frieden.“ (Fr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, Viertes Buch, Aph. 285, KSA 3, 527f).

Eine eher durch Misstrauen und Skepsis bestimmte Grundhaltung erscheint heute durchaus verbreitet zu sein. In seiner Enzyklika *Fides et Ratio* (1998) konstatiert Johannes Paul II: „Die legitime Pluralität von Denkpositionen ist einem indifferenten Pluralismus gewichen, der auf der Annahme fußt, alle Denkpositionen seien gleichwertig: Das ist eines der verbreitetsten Symptome für das Misstrauen gegenüber der Wahrheit, das man in der heutigen Welt feststellen kann“ (Nr. 5). Wie ist in unserer bruchstückhaften Welterfahrung Grundvertrauen möglich?

4. Vertrauen und Liebe

Vertrauen kann nicht durch bloße Reflexion hergestellt oder durch Denken allein andemonstriert oder durch Willensentschluss befohlen werden. Vertrauen wird nicht gemacht, sondern es wächst und wird mitgeteilt in einer Atmosphäre der Anerkennung, des Bejahtwerdens, der Liebe; also in einer Situation, in der das Rivalitätsprinzip gerade nicht herrschend ist, sondern durchbrochen wird. Das dürfte ein entwicklungspsychologisch und anthropologisch nachweisbares Faktum sein. Indem ein Mensch sich in seiner Begrenztheit, Gebrochenheit und Fragmentarität anerkannt, bejaht und geliebt erfährt, empfängt er inneres Vertrauen. Aus diesem Vertrauen heraus gewinnt er selbst Kraft, seinerseits andere in ihren Begrenztheiten anzuerkennen, zu bejahen und zu lieben. Das Geschenk und der Empfang von Anerkennung, Bejahung und Liebe ist das Geschehen, in dem Vertrauen wächst.

Ich gebrauche hier das sicher abgenutzte Wort *Liebe*, weil es im 1. Johannesbrief, von dem ich mich anregen lasse, verwendet wird. Dass es sich dabei nicht nur um ein schönes Harmoniegefühl handelt, ist wohl klar. Liebe im johanneischen Sinn orientiert sich an der Hingabe Jesu, die ja eine ernste, todernste Angelegenheit ist.

5. Das Geschenk der Liebe als Ort der Gotteserkenntnis

Das Geschehen von Anerkennung, Bejahung und Liebe ist nun seinerseits – wie das Vertrauen – nicht einfach herzustellen und zu machen, sondern es wird als etwas empfangen, was mir/uns gegeben wird. Das Schenken und Empfangen von Liebe ist ein *Widerfahrnis*, das selbst als Gabe, als Geschenk erfahren wird. Es ist ohne Zweifel ein Geschehen, das von den Schenkenden und Empfangenden selbst vollzogen wird. Es ist ein freies Tun und Handeln von Menschen. Aber in diesem menschlichen Handeln liegt als inneres Moment ein Empfangen, ein Moment der Passivität oder besser der Rezeptivität. Der Schenkende / Liebende weiß sich in seinem Handeln selbst beschenkt. Und nur so ist es ein Vollzug wahrer Liebe, durch den der / die Andere wirklich anerkannt und bejaht wird. Wer meint, er selbst sei eigentlich derjenige, der das Schenken produziert, überhebt sich über den Anderen und macht ihn – vielleicht sehr subtil – von sich abhängig. Wahre Anerkennung, Bejahung, Liebe ist dann gerade nicht gegeben. Und wirkliches Vertrauen kann so auch nicht wachsen. Im Vollzug von Liebe liegt der Verweis auf einen den Vollzug selbst ermöglichen Ursprung, der im Liebenden selbst wirksam ist, der aber doch von ihm zu unterscheiden ist.

Von Gottfried Benn gibt es einige Verse, die sehr vorsichtig-zurückhaltend andeuten, dass nicht wir selbst das eigentliche Woher des Guten sind:

Ich hab mich oft gefragt
 Und keine Antwort gefunden
 Woher das Sanfte und das Gute kommt.
 Weiß es auch jetzt noch nicht
 Und muß nun gehen.

Woher das Gute und das Sanfte, das die Rivalität und den Gewaltzusammenhang durchbricht und dem Anderen Wohlwollen schenkt und ihm selbstlos begegnet? Das eigentliche Woher des Guten ist offensichtlich nicht das Ich selbst; denn sonst wüsste das Ich ja, woher das Gute kommt. Das Gute hat noch einen tieferen Ursprung als das Ich selbst. Aber dieser Ursprung ist verborgen. Deshalb kann man ihn nicht konstatiert und demonstriert wissen. So stellt Gottfried Benn mit Recht fest. Aber ist uns das Woher des Guten ganz verschlossen und unzugänglich? Im Vollzug des Guten, der gewaltlosen Liebe – so wird man Gottfried Benn weiterführen dürfen – ist das ermöglichte Woher wirksam und anwesend; und deshalb entspricht das Gute, die Liebe dem ermöglichten Woher.

All das ist einem misstrauischen Skeptiker nicht zu beweisen. Aber der wirklich Liebende wird nicht auf sich selbst als letzten Ursprung der Liebe verweisen, sondern er wird einen tieferen oder höheren ermöglichten Ursprung dankend anerkennen und von sich weg auf ihn hinweisen. Als Jesus von einem Mann „Guter Meister“ angeredet wird, antwortet er: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut außer Gott, dem Einen“ (Mk 10,17f). Jesus verweist auf Gott als Quelle und Ursprung des Guten, das in Jesus da ist und durch ihn geschieht. Jesus verlangt nicht für sich Ehre und Anerkennung, sondern er gibt einem Anderen, Gott, die Ehre.

Damit ist – so sehe ich es – das Geschehen oder der *Ort* angegeben, von dem her das Wort *Gott* primär und grundlegend zu bestimmen ist. Der ermöglichte Ursprung von Liebe und Vertrauen ineins – er ist Gott. Dieser ermöglichte Ursprung ist verborgen. Wir können nicht über ihn verfügen. Aber er ist im Vollzug der Liebe wirkend anwesend und teilt sich darin mit.

Bei Johannes Tauler fand ich einen Vergleich, der das Gemeinte veranschaulichen kann: Wer aus der Winterkälte ein Zimmer betritt und sich mit dem Rücken an einen geheizten Ofen stellt, sieht den Ofen nicht; aber er spürt, wie aus einer Wärmequelle Wärme in ihn hineinströmt. So sieht der Liebende den Ursprung der Liebe, Gott, nicht; aber er erfährt, wie aus einer von ihm unterschiedenen Quelle Liebe in ihn hineinströmt.

Wir können Gott, die Quelle der Liebe, nicht sehen. Er wohnt in unzugänglichem Licht. Aber im Vollzug menschlicher Liebe ist er wirkend da. Unsere grundlegende Haltung ihm gegenüber ist, dass wir sein Wirken und darin ihn selbst staunend – dankend – anbetend empfangen und so selbst zu Wirkenden, zu Liebenden werden.

6. Der Zusammenhang von zwischenmenschlicher Liebe und Gotteserkenntnis im 1. Johannesbrief

Der Zusammenhang von zwischenmenschlicher Liebe, deren Ursprung in Gott und unserer Gotteserkenntnis kommt im 4. Kapitel des 1. Johannesbriefes zum Ausdruck: „Ihr Lieben, lasst uns einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, ist von Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe... Niemand hat Gott je gesehen; wenn wir einander lieben, bleibt Gott in uns und seine Liebe ist in uns vollendet“ (1Joh 4,7f.12). Diese Aussagen sind im 1. Johannesbrief von Jesus Christus her begründet. In Jesu Hingabe für die Verlorenen und die Sünder ist die Radikalität der Liebe Gottes offenbar. Der darin gegebene Zusammenhang von menschlicher Liebe und der Erkenntnis Gottes hat aber m.E. allgemeine Bedeutung: „Jeder, der liebt, ... erkennt Gott.“ Wenn Gott die Liebe ist, gilt auch: Wer Gott nicht als Liebe erkennt, hat nicht den wahren Gott erkannt.

7. „Schauen, wie alle Güter und Gaben von oben herabsteigen“

Ich möchte noch auf einen anderen Text hinweisen, der uns ebenfalls anregt, den Ursprung guter menschlicher Vollzüge in Gott zu beachten. Es ist die *Betrachtung zur Erlangung der Liebe* in den *Geistlichen Übungen* des hl. Ignatius. Im 4. Punkt der Betrachtung (Nr. 237) empfiehlt Ignatius, zu schauen, wie alle Güter und Gaben von oben herabsteigen, etwa meine begrenzte Macht von der höchsten und unendlichen von oben, und genauso unsere Gerechtigkeit, Güte, Frömmigkeit, Barmherzigkeit usw., so wie von der Sonne die Strahlen herabsteigen, vom Quell die Wasser usw.

Ignatius weiß um die Begrenztheit menschlicher Vollzüge. Unsere menschliche Macht, also unsere Möglichkeit, etwas zu erwirken und Frucht zu bringen, ist nicht unbegrenzt, nicht unendlich, sondern *limitata*, fragmentarisch. Aber diese begrenzte Macht fließt uns zu. Sie ist nicht von uns selbst hergestellt, sondern entspringt aus einer ursprünglicheren Quelle oder Ermöglichungsmacht. Ignatius geht davon aus, dass dieses Zufließen und Ent-

springen „geschaut“ werden kann. Es kann wahrgenommen werden – sicher nicht mit den äußersten Augen und Sinnen, sondern mit den inneren geistlichen Sinnen, mit den Augen des Herzens. Nicht Gott selbst wird dabei geschaut; wohl aber kann das „Herabsteigen“ wahrgenommen werden, das Hereinströmen aus einer ursprünglicheren Quelle in unsere menschliche Wirklichkeit.

Ignatius nennt nun näherhin vier menschliche Haltungen, die „von oben herabsteigen“: *Gerechtigkeit, Güte, Frömmigkeit / Ehrfurcht (piedad), Barmherzigkeit*. Es sind m.E. Entfaltungen dessen, was im biblisch-christlichen Sinn mit *Liebe* gemeint ist. Liebe unterbietet die Forderungen der Gerechtigkeit nicht, sondern schließt sie ein; sie achtet die Rechte der Anderen und setzt sich für sie ein. Liebe ist *Güte*: Wohlwollen, Freude am Anderen; sie stiftet so Gemeinschaft und verbindet Menschen miteinander. Liebe ist *piedad*: Ehrfurcht vor den Anderen und Ehrfurcht vor der Quelle der Liebe, vor Gott, also Frömmigkeit. Liebe ist barmherzig: Sie bleibt den Anderen verbunden, auch wenn sie in Not sind oder sich in Schuld verstrickt haben. Wo Menschen sich zu solcher Liebe bewegen lassen, da ist Gott als bewegender, ermöglicher Ursprung wirksam und kann als solcher erkannt und anerkannt werden.

Welches ist nun in unserer oft zerrissenen, gebrochenen Welt der Ort, von dem aus Gott erkannt wird? Er lässt sich mit dem bekannten Liedvers benennen: „Wo die Liebe und die Güte, da ist Gott.“ Das ist ein Satz aus dem Hymnus zur Fußwaschung am Gründonnerstag. Damit ist noch einmal angedeutet, wie sehr alles Gesagte auf Jesus Christus ausgerichtet ist. In Jesus, der sich liebend und erbarmend auf die Zerrissenheiten und Brüche des Menschen einlässt und sich den oft zerbrochenen Menschen – im Zeichen des geteilten und gebrochenen Brotes – mitteilt, ist Gott offenbar. Und generell: Dort, wo Menschen bewegt werden und sich bewegen lassen, *Gerechtigkeit, Güte, Ehrfurcht und Barmherzigkeit* zu leben, da wird Gott zugänglich und da gewinnt das Sprechen von Gott in den Fragmenten des Lebens Glaubwürdigkeit.